

dtv

Eine erotische Dreiecksbeziehung im Artistenmilieu. Wir befinden uns im Amsterdam der fünfziger Jahre. In einer Pension am Rembrandtplein haben einige Varieté-Künstler Quartier bezogen: Pieter Newton, der Jongleur, Charles Pluut, der Zauberer, die junge polnische Tänzerin Mis Daisy und andere Überlebenskünstler. Charles Pluut bewundert die Kunststücke des Jongleurs und sucht dessen Freundschaft, aber der Kegelwerfer bleibt reserviert. Pluut ärgert sich maßlos, dass Pieter ihm die kalte Schulter zeigt. Der ist ganz offensichtlich in Mis Daisy verliebt, die ihrerseits aber nur Augen für den Zauberer hat. Als der raffinierte Pluut ein Verhältnis mit Daisy beginnt, ist dabei gewiss nicht nur Begehren im Spiel. Etwas Gefährliches und Bösartiges zieht herauf . . .

*Margriet de Moor*, geboren 1941, studierte in Den Haag Gesang und Klavier. Nach einer Karriere als Sängerin, studierte sie in Amsterdam Kunstgeschichte und Architektur. Erste Veröffentlichungen: die Erzählungsbände ›Rückenansicht‹ ([dtv 11743](#)) und ›Doppelportrait‹ ([dtv 11922](#)). Schon ihr erster Roman ›Erst grau dann weiß dann blau‹ ([dtv 12073](#)), ›Der Virtuose‹ ([dtv 12330](#)) und später ›Die Sturmflut‹ ([dtv 13635](#)) wurden ein sensationeller Erfolg und in alle Welt Sprachen übersetzt. Ihr gesamtes Werk ist im [dtv](#) lieferbar.

Margriet de Moor

# Der Jongleur

Ein Divertimento

Aus dem Niederländischen von  
Helga van Beuningen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Margriet de Moor  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Doppelporträt (8433)  
Erst grau dann weiß dann blau (12073)  
Rückenansicht (12101)  
Der Virtuose (12303)  
Ich träume also (12576)  
Herzog von Ägypten (12716)  
Die Verabredung (12958)  
Die Kreuzersonate (13226)  
Die Sturmflut (13635)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

April 2010  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlag München  
Wien

© 2008 Margriet de Moor  
Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel  
›De kegelwerper‹  
bei Uitgeverij Contact in Amsterdam  
Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© Carl Hanser Verlag München Wien 2008  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von  
Corbis/Louis K. Meisel Gallery, Inc./Comet  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13869-7

Für Jan Wolff



CHARLES PLUUT, ein hinterhältiger Kerl, der einmal ein Mädchen an sich gezogen, dann aber wie ein Hobby bald wieder aufgegeben hatte, traf gegen sechs Uhr an der Pension ein. Der Abendnebel war gerade aufgezogen. Die Pension Rembrandt lag mit sieben, acht erhellten Fenstern freundlich leuchtend auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes, der ansonsten nicht besonders einladend aussah. Drei Straßenlaternen hatten ihr Leuchten eingestellt. Vor der Tür einer im Souterrain gelegenen Kneipe spielte »Die Triefnase«, die jämmerlichste Drehorgel der Stadt. Charles Pluut, zwei schwere lederne Reisetaschen in den Händen, wandte den Kopf zur Seite. Obwohl die Melodie aus lediglich sechs Tönen bestand, konnte sie einen trotzdem tieftraurig machen.

»Was für ein Scheißlied. Ein gräßliches, leieriges Scheißlied.«

So ging es Pluut durch den Kopf.

Er stellte die Taschen ab, streckte ein paarmal seine Finger und starrte auf die Haustür am Ende der kleinen Granittreppe vor sich. Wie oft war er hier schon abgestiegen?

»Eine bessere Adresse gibt's nicht für Leute wie uns«, war Pluuts Meinung, und seine Kollegen stimmten ihm in der Regel zu.

»Finden wir auch. Ist mit Abstand die beste. Mit Abstand!«

»Und daß man sich in der Küche frei bewegen kann. Die Speisekammer immer gefüllt. Wer von euch hat Zom noch gekannt?«

»Ich. Mensch Meier, der arme Teufel.«

»Ich auch. Konnte nur nach der Vorstellung essen, stimmt's?«

»Genau. Und wie der dann alles in seinen Schlangengeleib reingestopft hat, mitten in der Nacht, Pfannkuchen, Makkaroni, meine Güte! Hat ein böses Ende genommen, wie immer bei diesen Typen.«

»Stimmt, das alte Lied.«

»Ja, das alte Lied.«

Charles Pluut, der mit bürgerlichem Namen Rinus Ridder hieß, bückte sich und griff wieder nach den beiden Taschen. Seine ganze Haltung drückte aus: Hoffentlich ist das kleine Zimmer im Zwischengeschoß frei, hintenraus zum Innenhof. Die Pension Rembrandt war eine dieser einfachen Pensionen, in denen die Zimmer keine Nummer hatten. Es gab die bereits erwähnte Küche, und es gab die Zimmer, in denen die Gäste wohnten, Nummern für sich, aber ganz sicher keine Zimmernummern. Zur Zeit standen zum Beispiel die beiden Bewohner des kleinen Hinterzimmers im Zwischengeschoß (sorry, Pluut) als Nummer fünf auf dem Programm des Nachtclubs Extase-Femina, wo sie, offen gesagt, bei manchen Besuchern alles andere als Extase auslösten.

»Was wollen denn die Idioten hier!«



Die beiden Mowos standen zum Beispiel im Smoking zwischen den Palmen auf der Bühne – hinter dem Vorhang bereits die Tanzmädchen – und ahmten mit Hilfe von Körperhaltung und sehr gekonnten Geräuschen die Motorradrennen in Assen nach.

»Hätten Sie die Güte, Ihr blödes Maul zu halten!?!«

»Na schön, jedem sein Pläsier.«

Also war sein Zimmer jetzt das Zimmer der beiden Mowos und von niemandem sonst, und das Zimmer im Dachgeschoß, dessen Balken nicht verkleidet waren, so daß der Raum bis zum First hochging, gehörte für die Dauer seines Aufenthalts – eine Woche Tuschinski, eine Woche Carré, zwei Wochen Extase-Femina – Pieter alias Mister Peter Newton, Groß-Groß-Großneffe von ...

In dem Gebäude gab es ein paar steile Treppen und ein paar Flure mit einem WC am Ende, so maßgerecht eingefügt wie eine Schulterpasse. Dieses Haus war einst ein Großfamilienhaus gewesen und war es mit all den Sofa- und Klappbetten in den Zimmern, den Porzellanwaschbecken und den Spiegeln darüber im Herzen auch geblieben. War der Wind günstig und rauschte nicht gerade die Wasserspülung, konnte man leicht von der Badewanne aus der Unterhaltung im kleinen Vorderzimmer im Dachgeschoß, zwei Stockwerke höher, folgen.

»Der Kerl hat sich wirklich alles gebrochen. Genick, Arme, Beine, Hüften.«

»So ist es.«

»Wenn er es wenigstens mit ein bißchen Witz überspielen würde! Aber so ist das doch keine anständige Nummer

mehr, der hängt und dreht sich ja nur noch an seinem Gebiß!«

»Tja, die Zähne sind das einzige, was er noch hat.«

»Entsetzlich. Wollen wir schlafen gehen?«

Blies der Wind allerdings gegen das Dach, dann hörte man nur ihn durch das Abzugsrohr des Durchlauferhitzers.

Auf dem Platz stand Rembrandt, in Bronze gegossen, eine Möwe ließ sich auf seinem Barett nieder. Die Figur war grün und grau angelaufen. Ein böser Wind pfiff. Charles Pluut überquerte den Platz mit dunklem Blick.

Es ist eine ziemlich zweifelhafte Sache, das Gesicht eines Menschen beschreiben zu wollen. Gesichter kennen viele Ausdrücke, die vielleicht etwas von dem wiedergeben, was dahinter steckt, aber eben nur vielleicht. Charles Pluut hatte ein langes Gesicht, eine Nase, die fein in den Raum stach, und einen Mund, der sich nach Belieben sehr breit oder sehr schmal verziehen, schelmisch oder nachdenklich zusammenpressen konnte. Unter seinen Augen lagen leichte Tränensäcke.

Also ein sanfter, intelligenter Mensch, voller Hingabe?

Nicht unbedingt. Als er dem Mädchen damals den Laufpaß gab, stand er auf der Außentreppe des in einem prachtvollen Gebäude aus dem siebzehnten Jahrhundert gelegenen Büros, in dem er, angemessen, aber ohne die geringste Befriedigung, einer Teilzeitbeschäftigung nachging. Es war das Ingenieurbüro Eduard Thoenis & Sohn. Und sie hantierte im Regenmantel auf der Straße herum.

Hantierte, ja, da sie nach mehrmaligem vergeblichem Klingeln schon wieder im Begriff war, ihr Fahrrad aus dem Ständer zu heben. In dem Moment öffnete er die monumentale Eingangstür. Wenn Menschen sich plötzlich, zu ihrer eigenen Überraschung, einen derben Spaß erlauben, ziehen sie den Hintern oft ein wenig ein, als hätte sie ein Hund mit der Nase angestupst.

»O nein! Auf keinen Fall!«

Das Mädchen sah in gekrümmter Haltung auf. Sie war gekommen, um einen kleinen Streit, im Grunde nichts als ein Mißverständnis, beizulegen. Sie ging in die letzte Klasse des Gymnasiums und bekam von ihm schon seit einem Jahr Nachhilfe in den naturwissenschaftlichen Fächern, was ihrem Verstand Flügel verliehen hatte.

»O nein!«

Mehr sagte er nicht. Pause, und bei ihm lediglich ein Flackern in den Augen. Und schon war die Tür wieder zu. Einen Moment später meinte das Mädchen, einen Höhergestellten in Uniform auf der Treppe gesehen zu haben, so einen mit blank gewienerten Stiefeln, aus denen sich dann am Knie die Hose hervorbauscht. Und es war noch mindestens ein Jahr vor dem Krieg! Solche Erinnerungen können bei so einem Kind von Zeit zu Zeit äußerst hartnäckig wieder hochkommen.

Kurz bevor er das Haus erreichte, wurde er beinahe von einem Radler umgefahren.

»Mach die Augen auf, Trottel.«

In umgänglichem Ton gesagt.

In sich selbst versunken, nahezu eins mit dem Inhalt

einer seiner Reisetaschen – Eierschneider, kleine Schirme, Tücher, Schnüre, Gläser, Bierdeckel, Streichholzschachteln, Spielkarten, Schuhcreme, Schuhbürste, Lackschuhe –, ging er die Treppe hinauf und klingelte.

MINNA BOLYN HOB DEN Kopf und stellte das Bügeleisen ab. Sie war eine gutherzige Frau von ungefähr fünfzig Jahren mit schönem haselnußfarbenem Haar, das sie mit Kämmen hochgesteckt trug. Als sie mit fünfzehn zu ihrer ersten Stellung nach Amsterdam kam, lag ihr Erbe, gerade frisch zugesprochen, um ihren weißen Hals. Eine Kette aus Blutkorallensplittern. Bolyn ist ein Name, der auf Schouwen-Duiveland vor allem in Bäckerfamilien häufig vorkommt. Hier in der Pension sprachen die Gäste sie fast alle mit Mevrouw Minna an, und so wird sie in dieser Geschichte auch auftreten. Sie war nicht die Eigentümerin, versteht sich. Doch nach vierzehn Jahren Dienst als Chefin der Wäschekammer im Hotel American hatte sie genug gespart, um dieses Haus mieten zu können, was in dieser roten Stadt fast gleichbedeutend mit Eigentum war. Sie eröffnete eine Pension. War sie verheiratet gewesen, hatte sie ein Kind? Keinem ihrer Gäste fiel es ein, ihr Fragen zu ihrer Lebensgeschichte zu stellen. Was ihnen jedoch auffiel, war, daß sie in ihrem Wohnzimmer, gleich neben der Eingangstür, ein Grammophon hatte, auf dem sie am liebsten Musik für Hörner spielte.

»Wirklich ein schönes, sonores Instrument.«

»Stimmt. Wie jemand, der einen aus der Ferne ruft.«

»Ja. Beide Hände um den Mund gelegt.«

Mevrouw Minna also hob den Kopf von dem Geschirrtuch, das sie gerade plättete, stellte das Bügeleisen ab, bückte sich und zog den Stecker aus der Steckdose.

»Mijnheer Pluut! Sie wieder mal hier. Welche Freude!« Sie griff nach einer der Taschen.

»Ja, ja, verflixt und zugenäht. So. Danke sehr.« Er fragte nach dem Zimmer.

»Ach, Mijnheer!«

Sie sah ihn – Hand an der Brust – verständnisvoll an. Sie kannte ihn, liebte ihn, obwohl sie noch nie einen seiner berühmten Tricks gesehen hatte, nur den mit dem Streichholz, den er privat vorführte, zu intim für den großen Auftritt. Man legt die Schachtel auf den Rücken der ausgestreckten Hand. Man hält das Streichholz zwischen den Fingern. Man wirft die Schachtel in die Luft, und voilà: Das Streichholz brennt mit schöner, leuchtender Flamme. »Ist das zu fassen!« Minna Bolyn, die ihren Gästen, einem wie dem anderen, eine aufmerksame, praktische Liebe entgegenbrachte – was typisch weiblich ist –, spürte, wie der Funke seiner Freude auch sie durchströmte. An die Anrichte gelehnt, hatte sie ihm sanft zugelächelt.

Jetzt pries sie die neue Kapokmatratze in einem der anderen Zimmer.

»Na gut, was nicht geht, geht nicht.« Er folgte ihr, Mantel noch bis zum Kinn zugeknöpft, die drei Treppen hinauf zum kleinen Vorderzimmer im Dachgeschoß.

Eigentlich ein ziemlich langer Weg. Und auch ein ziemlich dunkler, weil in diesem Augenblick alle Zimmertüren geschlossen oder höchstens angelehnt waren. In dieser

Pension schlossen die Gäste ihre Türen nicht, weil sie unbedingt für sich sein wollten, sondern weil sie sich konzentrieren mußten, was auch eine Form von Für-sich-Sein ist, die allerstengste. Aus einem der Zimmer drang Stöhnen, was einigermaßen beunruhigend klang, wenn man die Ursache nicht kannte.

»Mijnheer Bruno, Sie wissen doch«, sagte Mevrouw Minna, »ist schon fast wieder eine Woche hier.«

»Ja, ja«, sagte Charles Pluut und sah in etwa vor sich, was sich hinter der Tür abspielte. Merkwürdig, dachte er, daß der Mann auch völlig geräuschlos arbeiten kann. Man sieht dann nur, wie die Adern in seinem Gesicht unheilvoll anschwellen. Seine Arme bleiben, egal was passiert, ausgestreckt neben dem Körper liegen.

Er folgte der Pensionswirtin in sein Zimmer. Noch war es kalt. Sie zündete den Gasofen an, sah sich um und strich mit der Hand über den Bettüberwurf. Als sie gegangen war, sank er, bei offener Tür, aufs Bett, einsam wie ein Wolf, aber mit einem Lächeln. Das keine Sekunde später erstarb, um einem verblüfften Hochziehen der Brauen Platz zu machen, denn am anderen Ende des Dachbodens sah er in einem Lichtrechteck jemanden sich bewegen.

Jongleure haben immer Angst. Von allen Artisten haben sie mit Abstand die meiste Angst, noch mehr als die Trapezkünstler. Es gibt nur wenige Menschen, die dafür Verständnis haben.

»Aber das Trapez, Menschenskind, wenn du da runterfällst, bist du weg vom Fenster!«

»Und wenn schon!«

Pieter alias Mr. Peter Newton hatte seine Karriere auf der Straße begonnen und war also an Geschwätz, so natürlich wie Regen und Wind, gewöhnt.

»Mein Gott, er läßt eine Keule fallen. Sieh dir bloß sein Gesicht an!«

»Wird leichenblaß. Ist ja irgendwie süß, findest du nicht?«

»Was?«

»Süß. Ist ja irgendwie süß, wie er das gute Stück aufhebt. Man fragt sich, ob er sich auch so schrecklich schämen würde, wenn wir nicht da wären. Schau, jetzt hat er sie wieder in Bewegung.«

»Fängt sie links, wirft sie rechts.«

Charles Pluut blieb auf der Bettkante sitzen. Anstatt die Deckenlampe einzuschalten und seine Taschen auspacken, sah er seinem Mitbewohner am anderen Ende des Dachbodens zu, der im Licht der geöffneten Tür eine Kaskade mit vier Keulen übte. Stand mit dem Rücken zu ihm. Leicht gebeugter Rumpf, schlank und unschuldig, und darüber in rasender Geschwindigkeit ein geometrisches Muster, dessen Formel er, Pluut, im Prinzip kannte. Höhe = Zeit. Pluut nickte nachdrücklich. Je niedriger der Wurf, desto schneller und exakter mußten die Hände arbeiten. Er sah, daß die sich überkreuzenden Bahnen der vier Keulen jetzt wieder etwas höher stiegen. Auf seinem Gesicht erschien etwas Träumerisches. Wenn man die Miene dieses Menschen in Sprache hätte fassen können, dann hätte man einen kleinen Dialog dieser Art aufgeschnappt.



»... Glaube und Beharrlichkeit. Oder?«

»Ja. Gilt für uns alle.«

»Aber schön, daß wir es hier mit einer mathematischen Gleichung zu tun haben, die sich um nichts anderes kümmert als um sich selbst. Die Zahl der Hände ist gleich der Zahl der Keulen.«

»Solange alles gutgeht.«

»Natürlich. Die Keulen in der Luft können wir vernachlässigen, die sind frei.«

»Frei wie Vögel, solange alles gutgeht.«

»Hab ich doch gesagt. Der Junge da kontrolliert, ob der Mechanismus des Gegenüber, er selbst also, noch funktioniert. Sein Rücken verrät große Besorgnis.«

»Rührend, ja.«

»Ja.«

»Eifrig wie ein Schüler, der Nachhilfe in den naturwissenschaftlichen Fächern bekommt. Denn was, wenn seine Armmuskeln die Geschwindigkeit mal nicht mehr exakt einhielten, und sei es auch nur eine Sekunde lang? Schon die kleinste Abweichung des Wurffaktors würde das ganze Muster vermasseln.«

»Hm, ja.«

In einer merkwürdigen Stimmung – etwa »mit ihm würde ich mich gern anfreunden« – saß Pluut da und schaute der Gestalt zu, die, von ihm abgewandt, sich jetzt schwarz wie eine Silhouette vor einem Blatt Papier in der Türöffnung abzeichnete.

Hände können sehr schnell rechnen, dachte er. Viel, viel schneller als der dumme Kopf ... Schau nur, wie sich

die Kaskade jetzt in eine Fontäne verwandelt. Wie mein Freund da die eine Keule mit der einen Hand wirft, die andere mit der anderen Hand, und das in verschiedenen Tempi, was eine besondere Herausforderung ist ...

»Gliedermaßen neigen zu synchronen Bewegungen.«

Das Schauspiel war vorbei. Hatte ja auch nicht ewig dauern können. Die Tür am anderen Ende schloß sich. Pluut schaute noch immer, sah aber nur noch einen Lichtstreifen. Geht nachher bestimmt hinunter, dachte er, und kocht sich was in der Küche oder hält einen kleinen Plausch. Er stand auf, schaltete die Deckenlampe ein, warf einen Blick auf die Taschen, setzte sich aber wieder auf die Bettkante.

»Hallo«, sagte er mit Nachdruck, als der Keulenwerfer kurz danach auf dem Weg zur Treppe vorbeikam.

Der junge Mann sah eine Sekunde lang durch ihn hindurch und ging weiter.

Pluut packte die Taschen aus, stellte den ganzen Kram ordentlich auf den Tisch an der Wand und hängte seinen Frack auf. Unten auf dem Platz hielt unterdessen die 9, ein paar Menschen stiegen aus, ein paar stiegen ein. Die Straßenbahn klingelte laut, bevor sie ihren Weg durch die Amstelstraat fortsetzte. Diese Art Geklingel aktiviert die gesamte Akustik eines solchen Platzes. Wenn das Geräusch um die Ecke verschwunden ist, erhebt sich die Stille wie ein wach gewordenes Tier. »Die Triefnase« spielte noch immer, allerdings war die kleine Drehorgel eine Kneipe weitergezogen. Das Lied, das an der Hauswand der Pension aufstieg, war eines dieser Jan-Pieterszoon-Sweelinck-Lieder,

die schon seit Jahrhunderten von jedem in der Stadt automatisch mitgesungen werden.

Die Liebe, ach, ist Raserei  
Aus dem Höllenschlund.  
Armes Herz, du gehst dabei  
Elendiglich zugrund ...

DER DONNERSTAG begann bewölkt und unfreundlich. Pieter war wie immer früh aufgestanden und hatte in der Küche gefrühstückt. Handgelenke auf dem Tisch, Gesicht erhoben, als stünde er in der vollen Sonne auf einem Platz. Von den anderen Gästen war nur Diana Williams anwesend. Sie und Mevrouw Minna hatten ein wenig geschwätzt, wohl wissend, daß man ihn zu dieser Stunde besser in Ruhe ließ.

»Muß irgendein eingeklemmter Nerv gewesen sein.«

»Oh, oh. Und seine Schwester holte ihn also ab. Haben Sie noch eine Tasse Kaffee für mich?«

»Mit warmer Milch? Ja, sie trug seine Tasche, er ging, ganz normal, ohne Hilfe, auf Socken. Versuchte sie noch zu beruhigen, so im Stil von: Jetzt ein paar Streckübungen, Mollie, und dann eine Woche Ruhe. Ich sehe sie noch die Treppe herunterkommen. Du auch noch, Pieter?«

»Ja bitte.«

Sie redeten über den Fall Zom. Mevrouw Minna mit einem besorgten Stirnrunzeln, als könne sie noch etwas daran ändern (Zom war tot), während Diana Williams sich die erste Zigarette des Tages drehte. Sie war eine blondierte Frau von wuchtiger, fast schreckenerregender Statur, aber gesegnet mit einer sehr weißen Haut. Einst war sie so grazil wie eine Rohrfeder gewesen. Sie hatte als Deckenläuferin angefangen.